

*Kate Christensen*

# Feldmans Frauen

Roman

Aus dem Amerikanischen  
von Kristina Lake-Zapp

KNAUR TASCHENBUCH VERLAG

Die englische Originalausgabe erschien 2007  
unter dem Titel *The Great Man* bei Doubleday, an imprint of  
The Doubleday Broadway Publishing Group, a division of Random House,  
Inc., New York.

Das vorliegende Buch ist ein fiktives Werk. Alle Namen, Figuren,  
Örtlichkeiten und Vorkommnisse entspringen der Phantasie der Autorin  
oder werden in einem erfundenen Zusammenhang verwendet. Ähnlich-  
keiten mit lebenden oder verstorbenen Personen wären rein zufällig.

**Besuchen Sie uns im Internet:**

**[www.knaur.de](http://www.knaur.de)**



Vollständige Taschenbuchausgabe November 2010  
Knaur Taschenbuch.  
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt  
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.  
Copyright © 2007 by Kate Christensen  
Copyright © 2009 der deutschsprachigen Ausgabe bei  
Droemer Verlag. Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt  
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –  
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.  
Redaktion: Julia Eisele  
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München  
Umschlagabbildung: Gettyimages/Stone/Maria Taglienti  
Satz: Adobe InDesign im Verlag  
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-426-50110-8

Für Lizzie



NEW YORK TIMES, DIENSTAG, 9. AUGUST 2001

## **Einflussreicher Vertreter des *Figurative Painting* mit 78 gestorben**

Von GINA TSARKIS

OSCAR FELDMAN, einer der herausragenden Vertreter des *Figurative Painting*, der gegenständlichen Malerei, dessen gewagte und innovative weibliche Akte zu den meistbewunderten und einflussreichen Kunstwerken der jüngsten Zeit gehören, erlag am siebten August im Alter von achtundsiebzig Jahren einem Herzinfarkt. Er starb in seinem Apartment am Riverside Drive, in dem er lange Jahre mit seiner Frau und seinem Sohn gelebt hatte.

Feldman, der bis zum Schluss tagtäglich in seinem Atelier in der Bowery arbeitete, wird sowohl wegen seiner ungeheuren Vielzahl an Werken als auch wegen seiner künstlerischen Stringenz geschätzt. Während seiner gesamten Karriere galt sein Interesse einzig und allein einem Gegenstand: dem nackten Frauenkörper.

»Der weibliche Körper ist der ultimative Ausdruck von Wahrheit und Schönheit«, so Feldman, »wobei ich ›Wahrheit‹ in all ihren Ausprägungen verstehe, Schrecken und Tod mit eingeschlossen. Das Gleiche gilt für Schönheit: In jeder perfekten Muschelschale im Sand steckt ein totes, stinkendes Etwas, und in vielerlei Hinsicht ist das der eigentliche Punkt.«

Oscar Avram Feldman wurde am fünften April 1923 in New York City als Sohn eines jüdisch-orthodoxen Schächters geboren. Aufgewachsen in der Ludlow Street in der Lower East Side, wechselte er nach der Highschool an die Universität von Brooklyn, an der er in den frühen vierziger Jahren Kunstgeschichte studierte, zu einer Zeit, in der Jackson Pollock und andere Künstler eine stilisti-

sche Revolution ins Leben riefen, die unter dem Namen »Abstrakter Expressionismus« bekannt wurde. Nach seinem Abschluss trat Feldman 1945 für kurze Zeit dem Verband der Kunststudenten bei, aus dem er jedoch schon im ersten Jahr wieder ausschied, um sein Geld als Taxifahrer zu verdienen und selbst zum Pinsel zu greifen. Er mietete einen Dachboden in der Bowery, den er auch nach seiner Heirat mit Abigail Rebecca Lebowitz 1955 als Atelier behielt. Ihr einziges Kind, Ethan Saul Feldman, kam 1959 mit einer schweren Form von Autismus zur Welt.

Im Wesentlichen Autodidakt, beschloss Feldman, sich nicht dem Abstrakten Expressionismus anzuschließen, sondern stattdessen seinen Hang zum Gegenständlichen auszuleben, der sein Werk bis zum Lebensende geprägt hat. Von seinen Zeitgenossen fand allein Philip Guston seine Anerkennung, der vom Abstrakten zu den Cartoon-ähnlichen, seltsam pathetischen, grob-ungelenken Zeichnungen wechselte, die die Kunstwelt in den Sechzigern schockierten.

Feldmans Akte zeichnen sich sowohl durch die Kühnheit ihrer Pinselstriche als auch ihrer Farbgebung aus. Er malte die Frauen komplex und unverfälscht, ohne sie je zu idealisieren oder sexualisieren. Insbesondere seine Umsetzung von Haut beziehungsweise »Fleisch«, wie er es nannte, war bemerkenswert aufgrund ihrer Vielfalt an Farben und Texturen. »Das Fleisch, nicht das Auge«, so Feldman, »ist das Tor zur Seele.«

»Oscar Feldmans Werk ist gewagt und originell«, sagt Earl A. Powell, Direktor der National Gallery of Art. »Seine Arbeiten sind aufregend, entschieden und leidenschaftlich. Er hat einen gewaltigen Beitrag zur Nachkriegskunst geleistet.«

Hilton Kramer, der idiosynkratische und oftmals verletzende Kunstkritiker des *New York Criterion*, beschreibt Feldmans Arbeit als »männlich-aggressiv bis an die Grenze testosterongesteuerter Anstößigkeit, aber niemals darüber hinausgehend«.

Wenngleich der breiten Masse eher unbekannt, sind seine Bilder bei Sammlern hoch geschätzt und in zahlreichen führenden Muse-

en vertreten, so unter anderem in der National Gallery of Art, im Hirshhorn Museum, im Museum of Modern Art sowie im Whitney Museum of American Art. Seine lebensgroßen Gemälde erzielten im Durchschnitt einen Preis von über einer Million Dollar.

Feldman führte ein zurückgezogenes Leben und hielt Abstand zu Politik und Antikriegsbewegung. Als er 1987 vom Guggenheim-Museum geehrt wurde, erschien er in Guayabera-Hemd und Arbeitshose, die über und über mit Farbe bekleckert waren. Er war eine lebende Legende, bekannt dafür, rechthaberisch, mitunter ungestüm, instinktgesteuert und in vielerlei Hinsicht unersättlich zu sein.

1976 wurde er in die American Academy of Arts and Letters aufgenommen und erhielt zehn Jahre später die National Medal of Arts, eine bedeutende Auszeichnung, die vom Kongress der Vereinigten Staaten an Künstler und Förderer der Künste verliehen wird.

»Wenn ich an Kunst denke, denke ich an Frauen«, so Feldman laut Agnes Martins berühmter Kurzbiographie. »Frauen sind das Geheimnis des Lebens.«

Oscar Feldman hinterlässt neben seiner Frau Abigail und seinem Sohn Ethan seine Schwester, die bekannte abstrakte Künstlerin Maxine Elizabeth Feldman.





# Teil eins



# 1

**E**s ist erstaunlich, wie gut man mit so wenig Geld leben kann«, sagte Teddy St. Cloud über die Schulter zu Henry Burke auf dem Weg in die Küche ihres Brooklyner Reihenhauses. Sie hoffte, er würde bemerken, dass ihre Hüfte und Taille noch immer mädchenhaft schlank waren, ihr Schritt jugendlich und dass er sie genau so schildern würde, statt zu sagen, sie wäre »ausgemergelt, aber rüstig«, wie dieses sauer-töpfige Weib mit den schiefen Zähnen vom *New Yorker*, das vor ein paar Jahren diese Kurzbiographie über Oscar geschrieben hatte. »Ich hoffe, Sie sind ein reformierter Jude«, fügte sie hinzu. »Ich habe nämlich *prosciutto*.«

»Ich bin gar kein Jude«, sagte er nach einer Sekunde und verlagerte sein Gewicht. Sie standen etwas verlegen in der Küche zusammen, plötzlich unsicher, wohin sie sich wenden sollten, nachdem sie ihr kurzer Gang den Flur hinunter an ihren Zielort geführt hatte. »Aber die Leute denken oft ...«

»Burke«, sagte sie. »Ist das nicht die amerikanisierte Form von Berkowitz?«

»Nein«, sagte Henry. »Es ist englisch.«

Sie lehnte sich gegen den Tresen, den Blick nach innen gerichtet. Sie vermutete, dass sie so von Angesicht zu Angesicht viel älter aussah, als Henry erwartet hatte, immerhin war sie vierundsiebzig, und dass die Person, mit der er ohne Zweifel unbewusst gerechnet hatte, die junge Frau war, in die Oscar

sich verliebt hatte. Doch sie war stolz darauf, dass sie, so alt sie auch war, noch immer Ähnlichkeit mit ihrem jüngeren Selbst hatte. Ihr ovales, schmales Gesicht war deutlich gealtert, mit tiefen Furchen zu beiden Seiten der Nase, erschlaffenden Augenlidern, immer länger werdenden Ohrläppchen und immer dünner werdenden Lippen sowie einem Netz feinsten Fältchen rund um die Augen.

Dennoch trug sie ihren kleinen, wohlgeformten Kopf hoch erhoben, was ebenjene selbstbewusste Mischung aus Schalkheit und Manipulation zum Ausdruck brachte, die Oscar so geliebt hatte; ihre Augen glitzerten gerissen, als stünde sie im Begriff, aus ihrer vorgetäuschten Versenkung hervorzuschnellen und ihr Gegenüber damit zu verspotten, dass er sich zu dem Glauben hatte verleiten lassen, sie hätte ihn auch nur einen Moment unbeobachtet gelassen. Diese ausdrucksstarke, selbstsichere Intelligenz, die sie ausstrahle, hatte Oscar gesagt, sei eine ihrer aufreizendsten Qualitäten, die elektrisierende Flamme, die, beinahe sichtbar, sanft an ihrer Haut lecke und auf interessante Leuchtfeuer verweise. Dann hatte er hinzugefügt, dass schier unglaubliche Brüste zu haben auch nicht schadete.

»Bitte, setzen Sie sich doch«, sagte Teddy. Es sollte wie ein Befehl klingen. Sie war von Henry nicht beeindruckt. Sie schätzte ihn auf um die vierzig. Er sah nichtssagend aus, die Sorte junger Mann, der man heutzutage überall begegnete, langweilig und ohne Schneid. Er trug bequeme Baumwollkleidung, die von der Hitze und der langen Autofahrt ein wenig verknittert war – sie hätte gewettet, dass er einen Volvo fuhr. Sie konnte seine Neigung zur Häuslichkeit an ihm geradezu riechen, ebenso wie das technisch aufgerüstete Apartment in der Upper West Side, die ehrgeizige Ellenbogenfrau an seiner Seite – in dem Alter waren die Frauen die Harten. Männer über vierzig wurden einfältig und waren begierig darauf, zu ge-

fallen. Oscar war genauso gewesen; er hatte etwas von einem geprügelten Hund angenommen, als er in das Alter gekommen war, und war nie zu seiner früheren *chuzpe* zurückgekehrt, bis er die fünfzig erreicht hatte, doch selbst dann hatte sie das Interesse an ihm nicht verloren und war noch immer an ihm interessiert, sogar jetzt noch, nach seinem Tod.

Henry wählte einen Stuhl ihr gegenüber und nahm am Tisch Platz.

»Sehen Sie sich diese Melone an«, sagte sie. »Ich habe meinem Lebensmittelhändler weisgemacht, sie sei ein bisschen weich, und ihn gebeten, sie mir zum halben Preis zu verkaufen. Nun, sie ist tatsächlich ein bisschen weich, aber nur an einer kleinen Stelle.«

Sie nahm ein Messer in ihre kleine kantige Hand und fing an, die Cantaloupe-Melone auf einem Schneidbrett in Hälften zu teilen. Ihre Küche war ein langer, schmal zulaufender Raum, mit einem altmodischen Ofen und Kühlschrank, Geschirrschränken mit Glastüren und einer tiefen, gusseisernen Spüle. Der Raum, genau wie der Rest des Hauses, wirkte so, als würde sie ihn nur zeitweilig bewohnen. Er hatte keinen besonderen Geruch. Die meisten alten Häuser waren voller olfaktorischer Überbleibsel jahrelangen Bewohntseins – Erinnerungen an lang zurückliegende Mahlzeiten, versteckter Schimmel, der strenge Geruch von Menschen. Dies hier war nicht das Haus, in dem sie gelebt hatte, als sie und Oscar zusammen gewesen waren, sondern das, welches sie gekauft hatte, als er vor fünf Jahren gestorben war und sie das andere verkauft hatte. Dieses hier hatte seine Geschichte verloren, als die Familie, in deren Besitz es jahrzehntelang gewesen war, mit Sack und Pack ausgezogen und Teddy an ihre Stelle getreten war. Irgendwie hatte sich während dieses Wechsels alles seiner angesammelten Sedimentschichten entledigt, die Wände, ihre Möbel und Habseligkeiten, und nun roch alles

sauber und unpersönlich. Keins von Oscars Bildern hing an diesen Wänden: Oscar hatte ihr nie eins geschenkt.

»So«, sagte sie abrupt von der Anrichte aus. »Was kann ich Ihnen über den großen Mann sagen?«

»Nun«, erwiderte Henry, der einen Moment unaufmerksam gewesen war. »Ich dachte, wir würden am Anfang beginnen. Erzählen Sie doch einfach von ihm. Mit den Daten und Zeiten befassen wir uns später. Vielleicht fangen Sie damit an, wie Sie ihn kennengelernt haben, wie Sie beide sich ineinander verliebt haben ...«

»Wein?«, fragte sie mit einem Anflug von Aggressivität. Sie fasste in den Kühlschrank, den Korkenzieher schon in der Hand. »Ein Sancerre, der bei weitem nicht so teuer ist, wie er schmeckt.« Mit einer etwas unwirschen Drehung des Handgelenks zog sie den Korken aus dem Flaschenhals. Sie hatte jemand Jüdisches erwartet wie Oscar, jemand Draufgängerisches, jemand Amüsantes, der Spaß am Necken und Flirten hatte, nicht diese Null in zerknitterten Khakis.

»Gern«, sagte er und warf ihr einen etwas verdutzten Seitenblick zu.

»Henry«, sagte sie, als sie mit einem Klicken das Glas vor ihn stellte, »lassen Sie uns eine Sache klarstellen. Diese Unterhaltung ist eine einseitige. Wenn Sie nicht hören möchten, was ich zu sagen habe, können Sie Ihren Wein trinken und etwas Melone essen, und dann stehen Sie auf und gehen. Offensichtlich sind Sie mit ein paar vorgefassten Vorstellungen hier angekommen, und wenn Sie diese nicht aus Ihrem Kopf vertreiben können wie – sagen wir ... Motten, dann habe ich Ihnen nichts zu sagen.«

Henry zwinkerte. »Ich habe keine vorgefassten Vorstellungen«, widersprach er. »Ich bin hier, um zuzuhören.«

»Ich möchte einen Mottenschwarm aus Ihrem Kopf emporsteigen sehen«, beharrte sie. »Ich umwickle die Melone

jetzt mit *prosciutto*, und wenn ich mich das nächste Mal umdrehe, möchte ich eine kleine weiße Wolke um Ihre Haare herumschwirren und aus dem Fenster fliegen sehen.«

Sie stieß das Flügelfenster über der Spüle auf, und sofort war der Raum angefüllt mit den Geräuschen raschelnder Blätter, Vogelgesang und den Rufen von Kindern in einem nahe gelegenen Garten. Sie hatte ihm den Rücken zugekehrt. Sie konnte fühlen, dass ihr Körper zitterte wie ein Bogen, der jemanden mit voller Absicht ins Herz getroffen hatte.

»Sie haben recht mit dem Wein«, sagte er. »Er ist deliziös.«

»Kein Mann sollte jemals das Wort ›deliziös‹ verwenden«, sagte sie.

»Teddy«, entgegnete er mit Schärfe.

Sie drehte sich langsam um, um ihn anzustarren. Hatte er sie gerade bei ihrem Spitznamen genannt? Sie blickten einander einen Moment lang mit ausdruckslosen Gesichtern an, dann ahnte sie, dass er ebenfalls darüber erstaunt war.

»Claire«, korrigierten sie sich beide gleichzeitig.

»Ja?«, fragte sie.

»Erzählen Sie mir von Oscar«, bat er und nahm noch einen Schluck Wein.

»Der große Mann«, sagte Teddy mit einem leisen Lächeln, »war das größte Riesenbaby der gesamten Geschichte. Das ist kein Geheimnis: Wir alle wussten, wie sehr seine Frauen ihn verhätschelt haben, ich und seine Frau Abigail, seine Schwester Maxine und seine Töchter, ganz zu schweigen von all den Frauen, denen er bei einer Ausstellungseröffnung oder im Zug begegnete. Er konnte nicht leben ohne eine Frau um ihn herum, die er betrachten und erforschen konnte, und damit meine ich durch und durch erforschen.«

Henry nahm seinen Stift und warf einen Blick auf sein Notizbuch, doch er schrieb sich nichts auf.

»Er konnte nicht ohne eine Frau um ihn herum leben«, wiederholte sie. Sie wusste, dass Henry auf Daten wartete, wusste, dass sein wohlgeordnetes, monomanisches Hirn in Lauerstellung lag, den rechten Augenblick abwartete, um wie ein Ameisenbär seine Zunge vorschnellen zu lassen und fein säuberlich die Fakten ihrer Vergangenheit mit Oscar herauszuziehen wie einen Schwung Ameisen aus einem Ameisenhaufen.

Sie fühlte, wie sie sich mit aller Macht dagegen stemmte. Keine Fakten, keine Daten – zum Beispiel: »Oscar Feldman begegnete Claire St. Cloud zum ersten Mal am siebten Oktober 1958« – konnten irgendetwas von dem ausdrücken, was sich wirklich zwischen ihnen abgespielt hatte. »Er betrachtete Frauen als die mächtigsten Lebewesen auf dem Erdball. Sie können das auf dem Porträt unserer Tochter Ruby sehen, das kleine Mädchen mit den wissenden Augen einer grausamen Königin. Er verstand es, einen komplexen Ausdruck in einem so kleinen Kind einzufangen, ohne das Niedliche an ihm zu schmälern, ohne zu vergessen, dass es nur ein Baby war. Aber er war nicht Picasso.«

Sie wartete ab, wie er darauf reagierte. Er lächelte leicht.

»Nun, natürlich ist niemand Picasso«, fuhr sie fort. »Das ist es auch nicht, was ich sagen wollte. Der Punkt ist, dass Oscar keine Angst vor der Stärke der Frauen hatte; sie ließ ihn aufblühen. Es gefiel ihm, wie stark die Frauen in seinem Leben waren; es machte ihn an; er labte sich an den Brüsten von uns allen. Das war es, woher seine Kraft kam. Er ging direkt an die Quelle, und die sprudelte immer. Sein spannungsgeladenes Schaffen. Ich glaube, wir alle mochten Oscar, und damit meine ich wirklich *mögen*, nicht *lieben* – jede von uns auf ihre eigene Weise, sogar Maxine, seine Schwester, mit der er niemals zurechtgekommen ist. Ich nehme an, insgeheim mochte sie ihn auch.«

»Was ist der Unterschied?«, fragte er dazwischen. »Lieben, mögen?«



»Ich denke«, fuhr sie fort, als hätte er sie nicht unterbrochen, »dass Picasso erotische Katzenminze war, mit seiner Scheu und Arroganz und seinem kalten sexuellen Blick. Er mochte die Frauen nicht wirklich, und ich kann mir nicht vorstellen, dass die Frauen ihn wirklich mochten, selbst wenn sie eine unendliche Leidenschaft für ihn hatten, den hilflosen Drang, zu siegen oder sich zu unterwerfen. Oscar war bedürftig und gefühlvoll, und er mochte Frauen ohne Scheu. Er respektierte uns; er ließ uns so stark sein, wie wir es zu sein vermochten. Aber er war nicht pussygesteuert, wie es so schön heißt, nicht von mir, nicht von seiner Frau, nicht von seiner Mutter, als sie noch lebte, obwohl er auch sie heiß und innig geliebt hat. Er war völlig unabhängig von uns. Er kam und ging, wie es ihm gefiel, und er ließ es nicht zu, dass wir ihn kontrollierten ... Nein, er wusste uns zu schätzen. Ich mochte ihn so, wie er war, mehr als ich je irgendjemand anders gemocht habe, meine eigenen Kinder eingeschlossen.«

Sie hielt einen Augenblick inne, um nachzudenken. Dieses Mal unterbrach Henry sie nicht. »Nun, wir Frauen mögen unsere Kinder nicht immer; wir lieben sie aus unserem mütterlichen Instinkt heraus, und wir lieben unser Vermögen, uns um sie zu kümmern, aber manchmal, tief im Innern, mögen wir sie nicht. Ich habe das ab und zu meinen Zwillingstöchtern gegenüber empfunden, ohne mich dagegen wehren zu können, vielleicht weil ich sie beide auf einmal bekommen hatte, so dass sich das Gefühl verstärkte, und natürlich, weil ihr Vater alles andere als eine Hilfe war; ich habe alles allein gemacht. Was durchaus von Vorteil ist, bitte missverstehen Sie mich nicht. Ich wollte keine Hilfe von Oscar. Auf diese Weise hatte ich alle Macht; ich war es, die sämtliche Fäden in der Hand hielt. Es war ein fairer Kompromiss, fand ich. Sie haben ja noch gar nichts aufgeschrieben.«

»Manche Frauen vertreten einen entgegengesetzten Stand-

punkt«, sagte Henry. »Meine Frau vergöttert unseren kleinen Sohn über jede Vernunft hinaus. Manchmal fürchte ich schon, dass sie ihn bei lebendigem Leibe verschlingt. Heute Morgen hat sie ihn mit dem gierigen Eifer eines Sukkubus geküsst!«

Teddy lächelte ihn an, der Vergleich gefiel ihr. »Wir alle vergöttern unsere Kinder über jede Vernunft hinaus; so sind wir eben beschaffen. Ich habe auch nicht gesagt, ich wäre der Ansicht, dass *jede* Frau ein kleines bisschen Abneigung für ihre Kinder hegt; woher sollte ich das auch wissen?«

»Abigail Feldman hat mir vor ein paar Tagen ausführlich von ihrem Sohn Ethan erzählt«, sagte er. »Wie es sich anfühlt, jemanden zu lieben, der keinen Ausdruck finden kann, diese Liebe zu erwidern ... Sie hat darüber gesprochen, wie rein ihre Liebe zu ihm stets gewesen ist, wie unbefleckt von jedweden Ressentiments.«

»Das ist Liebe, Henry. Liebe macht keinen Unterschied. Ethan ist so stark autistisch, dass er in seiner eigenen Gedankenwelt gefangen ist; es ist nicht möglich, jemanden abzulehnen, der gar nicht richtig da ist. Ablehnung erfordert Anwesenheit.«

»Sie war offen zu mir, genau wie Sie. Ich weiß das zu schätzen. Ich hatte damit gerechnet, dass es viel schwieriger sein würde, Sie alle zum Sprechen zu bewegen.«

»Dann kannten Sie Oscar nicht. Er wollte, dass wir alles aussprechen, nichts zurückhalten, wir sind also gut geübt.«

»In dem Fall«, sagte Henry vorsichtig, doch mit einer gewissen Kühnheit, als dächte er, er stünde im Begriff, eine Grenze zu überschreiten, »wenn wir schon beim Thema sind: Maxine hat mir die Vermutung nahegelegt, dass Oscar bei Ihnen blieb, weil er sich fehl am Platz fühlte. Dass sich nach Ethans Geburt Abigails gesamte Zeit und Energie auf ihren Sohn richtete. Maxine war der Ansicht, Oscar habe sie durch Sie ersetzt.«

»Hat sie das gesagt?«, fragte Teddy und hoffte, sie würde ruhig klingen; sie hatte Oscars Schwester nie gemocht, und sie wusste, dass diese Abneigung auf Gegenseitigkeit beruhte. Es machte sie wütend, dass diese Version ihrer Beziehung mit Oscar in Henrys Buch Einzug halten könnte. »Es überrascht mich nicht, dass Maxine einen so plumpen, verbohnten, idiotischen Schluss daraus zieht, warum Oscar mich geliebt hat.«

»Es ist verständlich, dass jemand einen solchen Schluss zieht ... Das hat einfache psychologische Gründe, nicht wahr?«

»Ich wusste es«, sagte Teddy scharf. »Diese Motten haben sich in Ihr Gehirn gefressen und bohren nun Tunnel durch die feuchte, graue Masse.« Sie hielt inne und blickte ihn durchdringend an, wobei sich etwas in ihrem Ausdruck veränderte. »Ich wette«, sagte sie, »Sie sind einer jener verhinderten Maler, die meinen, sie könnten sich selbst erlösen, indem sie dem heiligen Oscar huldigen. Ich wette außerdem, dass Sie Ihre eigene sexuelle Frustration auf Oscar übertragen.«

Henry hustete, offenbar überrascht.

»Hier, nehmen Sie etwas Melone«, sagte sie. »Glauben Sie mir, dieser Schinken ist einer der besten in ganz Brooklyn.«

»Sie hatten recht mit dem Wein, das muss ich Ihnen lassen«, sagte er.

»Ich habe immer recht«, erwiderte sie. »Es wäre für uns beide sehr viel einfacher, wenn Sie das einfach akzeptierten und dementsprechend fortführen. Kurz gesagt, Oscar kam zu mir, weil ich aufregend war. Ich habe Abigail übrigens immer gemocht, wenn ich ihr bei Vernissagen oder Ähnlichem begegnet bin, aber ich war stets der Ansicht, dass sie nicht viel Saft hat. Oscar hat sie geheiratet, um seiner Familie einen Gefallen zu tun. Mit mir hat er sich eingelassen, um sich selbst einen Gefallen zu tun.«

»Verstehe«, bemerkte Henry.

Sie stellte sich vor, dass er möglicherweise glaubte, sie beschwichtigen zu müssen, oder dass sie ihm leidtat, weil sie all die Jahre nur Oscars Geliebte und nicht seine Ehefrau gewesen war.

»Verstehe«, wiederholte er.

Gereizt wandte sie sich zum Fenster und blickte auf den blassblauen Himmel von Brooklyn, der von einem Gewirr aus Leitungen und grünen Zweigen durchzogen war.

»Der *prosciutto* ist perfekt«, stieß Henry zwischen einem Mundvoll Cantaloupe-Melone hervor. »Ich wollte schon ›delizios‹ sagen, aber ich hatte Angst, Sie würden mich erstechen.«

»Es ist ein so präziöses Wort«, sagte Teddy. »Man sollte es nur verwenden, um Speisen zu beschreiben, und selbst dann nur mit Vorsicht. Meine beste, älteste Freundin benutzt es für ihre Enkelkinder, den Sommermorgen, eine Cello-Sonate im Radio und die Art und Weise, wie es sich anfühlt, barfuß durch den Sand von Shelter Island zu laufen. Ich kann nicht fassen, dass sie noch immer meine Freundin ist; wir haben uns im Studentenwohnheim ein Zimmer geteilt und später zusammen unsere Kinder großgezogen.«

»Lila Scofield«, sagte Henry und nahm ein weiteres Stück Melone.

Teddy lachte. »Sie sind fleißig«, sagte sie. Sie stand da, die Hände in die Hüften gestemmt, und blickte ihn an. Sie trug einen gerade geschnittenen knöchellangen Rock in gebrochenem Weiß, ein langärmliges T-Shirt mit rundem Halsausschnitt und weiße Turnschuhe ohne Socken. Die schlichte und zeitlose Kleidung verlieh ihr eine frische, seltsam moderne Kantigkeit, eine drahtige Strenge. Ihre Knochen, bei manchen Frauen ein deutlicher Hinweis auf das fortschreitende Alter, waren lang und elegant, ihre kinnlangen Haare von einem schimmernden Silber durchzogen, was ihre unzerstörbar glamouröse Aura nur erhöhte.

Sie setzte sich ihm mit ihrem Glas Wein gegenüber. »Am Ende haben Sie schon etwas geschrieben. Lassen Sie mal hören, was Sie schon haben.«

Er bedeckte das Geschriebene mit seiner Hand, als wäre es sein entblößtes Geschlecht. »Ich bin, nebenbei gesagt, kein verhindertes Irgendwas«, sagte er stockend. »Ich habe meinen Englisch-Abschluss in Berkeley gemacht und meinen Magister in Geisteswissenschaften an der Uni in Irvine. Um meinen Lebensunterhalt zu bestreiten, wenn man es so nennen will, unterrichtete ich Kreatives Schreiben an der Columbia. Vor ein paar Jahren habe ich bei Random House meinen ersten Roman veröffentlicht. Er ist spurlos in der Menge der Neuerscheinungen untergegangen, aber ich habe vor, noch mehr zu schreiben, und vielleicht wird es sogar das Licht der Welt erblicken. Ich habe auch noch eine Biographie veröffentlicht, über Greta Church, eine unbekannte, aber ausgesprochen brillante Dichterin, von der noch nie jemand etwas gehört hat und die dennoch in jeder guten Anthologie stehen sollte. Sie ist 1932 völlig verarmt und morphiumsüchtig im Alter von sechzig Jahren in Chicago gestorben, wo sie ein Zimmer mit Kochplatte gemietet hatte.«

»Dann ist sie wie ein männlicher Künstler gestorben«, stellte Teddy fest. »Was hat sie geschrieben?«

Henry blickte auf den Tisch und zitierte andächtig:

*»Das Licht des Winters fällt  
Auf die stille Straße und wartet darauf, mich zu töten  
Mit einem kalten Schuss ins Herz.  
Es klopft mit seinem bestiefelten Fuß,  
Legt sein stahlgraues Gewehr an und schießt,  
Und trifft mich bis ins innerste Mark.«*

»Bis ins innerste Mark, mein Gott«, sagte Teddy lachend.  
»Beinahe so schlimm wie ›deliziös‹.«

»Wie viele Jahre haben Sie als Sekretärin gearbeitet?«, fragte Henry angespannt.

»Oh, Sie denken, ich mache mich lustig über diese sogenannten großen Künstler, weil ich ein Niemand war? Vielleicht habe ich mich selbst nie ernst genug nehmen können, um das Maß an Selbstgefühl und geheimnisvollem Nimbus aufzubringen, das man braucht, um etwas wie ›bis ins innerste Mark‹ zu schreiben, ohne sich das Lachen verbeißen zu müssen. Schließlich hat ihr das am Ende auch nicht geholfen, oder? Jedenfalls habe ich ein Haus und bin kein Junkie.«

»Sie hat ihre Worte komplexer verstanden«, sagte Henry.  
»Sie spricht über ihr eigenes Schreiben. Ihr ›innerstes Mark‹ ist ihre Zunge. Das ›Licht des Winters‹ ist die Klarheit der Selbsterkenntnis, die das Alter mit sich bringt. Sie konnte am Ende kaum noch schreiben; sie war zu deprimiert über ihre Armut und Drogenabhängigkeit und das unausweichliche Wissen, dass alles ihre eigene Schuld war. Lesen Sie mein Buch, und Sie werden sehen, was sie damit meinte. Ich empfehle Ihnen, sich meine Biographie vorzunehmen und dann noch einmal zu versuchen, über diese Zeilen zu lachen.«

»Sie sind Romantiker«, sagte sie, »nicht wahr? Sie lieben Künstler; Sie denken, sie seien besser als der Rest der Menschheit. Wie moderne Heilige. Mein Verweis auf den ›heiligen Oscar‹ war gar nicht so weit hergeholt. Ihrer Auffassung nach verzehren sie sich nach Menschlichkeit. Sie saugen unsere Fehlritte und Schwächen in sich auf, modifizieren sie und werfen sie im Lichte von Wahrheit und Schönheit auf uns zurück.«

»Warum analysieren Sie mich? Ich bin hier, um Sie über Oscar zu interviewen.«

»Sie können mich nicht ›über Oscar interviewen‹«, ent-

gegnete sie. »Ich kann Ihnen die Wahrheit über Oscar sagen und Ihnen meine beiläufigen Beobachtungen Sie betreffend mitteilen. Machen Sie, was Sie wollen. Ich nehme an – nicht, dass Sie mich danach gefragt hätten, aber Sie haben nichts anderes verdient nach diesem Hinweis darauf, ich sei nichts als eine Sekretärin gewesen und somit nicht in der Lage, Kritik an der hohen Kunst zu üben –, dass Ihre Frau momentan sehr zurückhaltend ist, nun, da sie ganz im Dienste ihrer neuen Aufgabe als Mutter steht. Vermutlich geht ihr Interesse an Sex gegen null, und wer kann ihr daraus einen Vorwurf machen? Ich kann Ihnen auch sagen, was Sie falsch machen und wie Sie sie dazu bringen, Sie wieder zu begehren, aber Sie müssen mir zuhören und dürfen mich nicht unterbrechen, vor allem aber dürfen Sie mir nicht mehr mit blauäugigem Wunschdenken darüber kommen, wie alles gelaufen ist. Oscar war so weit von einem Genie entfernt, wie man es sich nur vorstellen kann. Er war ein sehr guter Maler mit *schtick*, einem besonderen Talent, und einem Gespür für Frauen. Er wusste, wie man Staub aufwirbelt, wie man einen Orkan verursacht, noch bevor irgendjemand einen Luftzug spürte. Sie sollten auf seine Bilder zurückkommen und sie *wirklich* betrachten. Was Sie durch all diese Mottenflügel hindurch erkennen, ist eine ungestüme Grobheit in seinen Pinselstrichen, eine jugendhafte Großtuerei mit seinem ehebrecherischen Erfolg. Wenn Sie ihn wirklich betrachten ohne das Bedürfnis, ihn auf eine spezielle Art und Weise zu sehen, werden Sie feststellen, dass er wie ein Feinkosthändler mit drei Fässern Essiggurken, einer Schürze, einer Rolle Wachspapier und einem Näschen für ausgezeichnetes Fleisch war. Er malte wie ein Feinkosthändler; er vögelte wie ein Feinkosthändler; er lebte und starb wie ein Feinkosthändler. Nicht mehr und nicht weniger. Die Kunst des Feinkosthandels.«

Ein kurzes Schweigen trat ein. Teddy fuhr sich mit einer

Hand durchs Haar, Henry, leicht gereizt, drehte den Stiel seines Weinglases zwischen Daumen und Zeigefinger langsam auf der Tischoberfläche.

»Was eine achtenswerte Kunst ist«, sagte Teddy. »Missverstehen Sie mich nicht, aber sie macht einen nicht zum Heiligen. Frauen waren seine wahre Obsession, mehr noch als die Malerei. Die Malerei war für ihn nur ein Betätigungsfeld, wie der Laden für den Feinkosthändler. Er sah Frauen, er *kannte* sich mit Frauen aus, wie der Feinkosthändler sich mit Geselchtem auskennt: Er wusste, wie er an sie herankommt, sie abwägt und berührt und auszeichnet und auslegt. Seine Pinselstriche waren grob, er malte zu viele Bilder, und er betrog seine Frau mehr als vierzig Jahre mit mir, doch er konnte sie nicht verlassen, und er konnte mich nicht aufgeben, nicht, dass ich das jemals gewollt hätte. Er schwankte zwischen zwei Frauen und zwei Familien, der guten jüdischen Ehefrau mit dem behinderten Sohn und der üblen *schickse* mit den vollkommenen Töchtern. Er war ein Feinkosthändler bis in sein innerstes Mark.«

»Ich kann nicht glauben, dass Sie ihn bloßstellen«, sagte Henry.

»Ich weiß, dass Sie ein kuhäugiger Heldenverehrer sind«, erwiderte sie. »Wann endlich wird Oscar einen wahren Biographen finden?«

»Sie haben nicht immer recht, Teddy. Tatsächlich haben Sie momentan in allen Punkten unrecht. Nicht nur, dass ich keineswegs sexuell frustriert bin, meine Frau hört im Gegenteil nicht auf, mich sexuell zu bedrängen. Sie beklagt sich darüber, dass ich nun, da ich über vierzig bin, nicht mehr die ganze Nacht einen Ständer habe. Wir sind seit acht Jahren verheiratet, und sie wird immer nur noch geiler.« Seine Nasenflügel blähten sich trotzig ob der Stärke dieser Wunschvorstellung. »Zweimal pro Nacht sollte jeden Menschen zufriedenstellen.



Sie ist eine Wölfin.« Er holte tief Luft. »Sie ist eine Hexe«, fügte er dann hinzu.

»Sie ist bloß menschlich«, sagte Teddy. »Sie ist vierzig?«

»Zweiundvierzig.«

»Sie ist so, wie Sie mit achtzehn waren.«

»Das redet sie mir auch ein. Doch als ich achtzehn war, hatte ich keine Freundin. Ich hatte kein Ventil für meine Lust, und selbst wenn ich eins gehabt hätte, hätte ich die Dinge nicht im richtigen Verhältnis gesehen. Frauen haben Glück. Sie kommen in diese Phase, wenn sie damit umgehen können, Männer dagegen, wenn sie dumm sind wie Schafe. Und dann verebbt es nach und nach.«

»Die Natur ist grausam«, sagte Teddy. »Frauen kommen in diese Phase, wenn sie an der Kante zur Irrelevanz stehen, soziobiologisch gesprochen. Ein letzter großer Ausbruch weißen Lichts, und man ist ein Zwergstern, bucklig und verdorrt. Obwohl Frauen heutzutage nicht mehr so schnell verdorren. Aber ich wette, Greta Church war verdorrt. Morphiumsüchtige sind das immer.«

»Sie war in der Tat ein Skelett.«

»Und bis ins innerste Mark getroffen. Ich weiß, was das innerste Mark ist, und das ist nicht die Zunge, Henry. Und nebenbei gesagt, ich glaube, es ist alles nur Gewäsch, jedes einzelne Wort, das Sie über Ihre Ehe gesagt haben. Vielleicht wollte Ihre Frau die ganze Zeit über Sex, bevor das Kind auf der Welt war, aber ich gehe jede Wette ein, dass das nicht mehr der Fall ist; sie hat einen neuen, gerade geborenen hilflosen Liebling, und Sie fühlen sich ziemlich ausgeschlossen.«

Sein Blick schweifte flüchtig zu Boden. »Klingt wie jemand, der aus Erfahrung spricht«, stellte er fest.

»Was genau meinen Sie?«

»Ich meine, dass Maxines Theorie über Oscar und Sie möglicherweise der Wahrheit entspricht.«

Sie warf ihm einen scharfen Blick aus dem Augenwinkel zu. »Wenn Sie achtgeben, werden Sie bald feststellen, dass dem nicht so ist.«

»Leben Sie allein hier?«

»So allein man nur sein kann. Meine Töchter rufen an und besuchen mich natürlich, aber es ist kompliziert. Ruby hat ihren Vater geliebt. Sie sieht aus wie er. Sie erinnert mich an ihn. Ich glaube, ein Teil von ihr kann mir nicht vergeben, dass ich ihn nicht dazu gebracht habe, mich zu heiraten und den Mädchen ein richtiger Vater zu sein, bei uns zu leben, anstatt zu den unmöglichsten Stunden zu kommen und zu gehen, so dass sie ihn kaum zu Gesicht bekam, und wenn doch, dann niemals an Feiertagen, selten an ihrem Geburtstag. Natürlich gibt sie mir die Schuld daran, nicht ihm. Samantha war immer mein Kind; sie hält zu mir. Sie sieht aus wie ich. Es ist merkwürdig, dass Oscar und ich Zwillingstöchter hatten, jede ein Abziehbild von einem von uns. Es ist irgendwie so passend, auch dass die beiden Mädchen sind, in Anbetracht seiner Leidenschaft für Frauen. Ebenfalls interessant ist, dass sein einziger männlicher Nachkomme emotional nicht zu entschlüsseln ist, eine Chiffre, während all seine Frauen absolut offenherzig sind. Wie dem auch sei, Samantha liebt mich innig, aber sie bedarf auch einer gewissen Distanz zu mir ...; ich denke, sie nimmt mir unbewusst übel, sich als Kind von mir zurückgesetzt gefühlt zu haben; sie hat mich bei verschiedenen Gelegenheiten beschuldigt, Oscar mehr geliebt zu haben als sie und Ruby. Das ist ganz und gar nicht wahr, obwohl ich ihn gewiss mehr gemocht habe.«

»Oscar mehr gemocht als Ihre Kinder«, wiederholte Henry.

»Er war ein Mann«, sagte Teddy, »und sie waren kleine Mädchen. Ich war mir des Unterschieds immer bewusst. Ich habe meine Kinder nicht mein Leben dominieren lassen, wie

ihr Eltern es heutzutage zulässt; eure Kinder übernehmen euer Leben!«

»Mein Kind hat nicht mein Leben übernommen«, sagte Henry.

»Das ist ganz und gar nicht in Ordnung«, fuhr sie fort. »Ich habe Grenzen gesetzt; ich hatte mein eigenes Leben. Ich wollte, dass sie lernen, dass man immer noch ein Leben haben kann, das Kinder nicht mit einschließt, selbst wenn man welche hat. Heute dagegen ermutigen die Therapeuten erwachsene Kinder, diese Art altmodischer Elternschaft als Vernachlässigung zu verstehen, was sie zu Opfern ihrer Eltern und Märtyrern ihren Kindern gegenüber macht. Kinder müssen ihren Platz im Gefüge kennen, genau wie Hunde. Außerdem verlassen Kinder einen am Ende ... Es sind die Zeitgenossen, die einem bleiben, Ehegatten und alte Freunde. Sie sind es, die man in späteren Jahren hat. Oscars Tod war das Schlimmste, was ich jemals durchgemacht habe. Meine Freundin Lila mit den deliziosen Enkeln ist meine loyalste und getreueste Begleiterin mein ganzes vergängliches Leben hindurch. Sie wohnt in der Nähe. Wir kennen einander besser als jeden anderen lebenden Menschen, auch wenn ich sie selbstredend kaum ertragen kann.«

»Ich glaube Ihnen nicht.«

»Sie haben zur Hälfte recht.«

»Ich habe immer zur Hälfte recht«, sagte er und fing ihren Blick auf. Sie lächelten einander an, plötzlich kampfes müde. Stille senkte sich auf sie. Sie hatten das Gefühl, sie verdient zu haben, und setzten sich gleichzeitig auf ihren Stühlen zurecht. Teddy trank etwas Wein; Henry aß eine weitere Scheibe der süßen, mit salzigem Schinken umwickelten Melone. Die Geräusche aus dem Garten und den Straßen vermischten sich friedlich mit dem Spätsommernachmittag und der feuchten Luft.

Henry schluckte und gähnte, dann rieb er sich die Augen. Er hatte zwei große Gläser Wein getrunken, ohne es zu merken. Er hatte in den letzten zwei Monaten nicht gut geschlafen.

»Sie können ein Nickerchen auf der Couch machen«, sagte Teddy. »Ich wecke Sie, wenn ich mit dem Kochen fertig bin, und Sie können mir Ihre Fragen stellen, während wir essen. Ich weiß, dass Sie eine ganze Liste davon haben, durchnummeriert und mit Anmerkungen versehen. Fragen, weiterführende Fragen, a, b, c, Sternchen und Pfeile. Ich denke, Sie sind dieser Schlag Mensch.«

»Das bin ich tatsächlich, aber gegen ein Schläfchen hätte ich nichts einzuwenden«, erwiderte er.

»Im Wohnzimmer steht eine sehr bequeme alte Couch«, sagte sie und wies auf den vorderen Bereich des Hauses. »Das Essen sollte in einer halben Stunde fertig sein.«

Henry lag voll ausgestreckt, die Schuhe ausgezogen, auf Teddys langer grüner Samtcouch, die nach Staub und jahre-altem Weihrauch roch. Als er eine halbe Stunde später aufwachte, fiel die heiße Spätnachmittagssonne durch die Küche in den Flur. In der Küche hörte er einen Topfdeckel klappern und Wasser rauschen. Es roch nach Essen.

Er fand Teddy in der Küche, wo sie einen Topf auf dem Herd umrührte. »Es ist fast fertig«, sagte sie, ohne sich umzudrehen. »Sie können sich in der Toilette frisch machen; die Tür ist die hier, links neben mir.«

Die »Toilette« befand sich wie der Rest des Hauses in einem annehmbaren Zustand der Halbsauberkeit; geschickt auf Pappe gezeichnete Cartoon-Gesichter waren in willkürlichen Reihen an der Wand befestigt.

»Ich stelle einen Tisch hinters Haus, auf die Terrasse«, sagte Teddy, als Henry wieder auftauchte. Sie füllte etwas auf die Teller: geschmortes Hühnchen auf Kuskus. Auf der Anrichte

stand ein Salat aus nur einer Sorte fremdartiger lila Blätter, sonst nichts.

»Hat Oscar die Gesichter im Badezimmer gezeichnet?«, fragte Henry.

»Nein«, sagte Teddy. »Es tut mir leid, das war der frühere Besitzer dieses Hauses. Sie sind gut, nicht wahr?«

Er half ihr, die Sachen auf die Terrasse zu tragen, die beiden Teller, beladen mit dampfendem Essen, die Salatschüssel, eine weitere Flasche mit kaltem Sancerre. Die Abendsonne hinter dem Haus war so intensiv, dass sie beinahe surreal wirkte. Es war ein merkwürdiger kleiner Garten, ein Durcheinander von blühenden Sträuchern und wilden Gräsern, zusammengedrängt zu einem üppigen Dickicht, das nach Lust und Laune und ohne eine menschliche Hand zu wachsen schien, selbst wenn hinter dieser Zügellosigkeit ein originelles organisierendes Prinzip zu stecken schien, Gottes oder Teddys oder das von irgendjemand sonst.

Henry saß an dem alten emaillierten Metalltisch auf Teddys winziger Blausandstein-Terrasse und nahm seine Gabel. »Dies sieht« – er räusperte sich – »deliziös aus, aber das kann ich ja jetzt nicht sagen.«

Ihre Augen begegneten sich.

»Ein tückisches Wort«, sagte sie mit selbstgefälliger Zufriedenheit.

»Nur weil Sie es dazu gemacht haben. Es war ein ausgezeichnetes Wort, bevor ich hierhergekommen bin.«

»Ich habe lediglich auf etwas hingewiesen, was jeder wissen sollte.«

»Eine Angewohnheit von Ihnen.«

»Henry«, sagte sie und schenkte den Wein ein, »widmen Sie sich Ihrem Abendessen.«

Er füllte seinen Teller mit Dingen aus den Schüsseln, die Teddy bereits herausgebracht hatte: geröstete Mandelblätt-

chen, hausgemachtes Aprikosen-Chutney, frittierte *peperoncini*-Scheiben, streichholzgroße Stifte frischer Jicama.

Das Essen, das langweilig und unscheinbar aussah, schmeckte erstaunlich und war voller Nuancen. Der Kuskus war schmackhaft und buttrig, das Schmorhähnchen versetzt mit einem Hauch Safran, Zimt, Cayennepfeffer, Zitronenschale und etwas anderem, Ungewohntem und Exotischem, doch diese Dinge machten sich nur sehr leicht bemerkbar, so dass er sich darauf konzentrieren musste, sie aus dem perfekt zubereiteten Fleisch und Getreide herauszuschmecken.

»Teddy, das Essen ist brillant.«

»Nun, danke schön«, sagte Teddy. Sie ließ ihren Spitznamen diesmal durchgehen. Ihre Laune hatte sich gänzlich geändert; sie fühlte sich jetzt mild gestimmt, beinahe kokett. Das war zum Teil dem Wein zuzuschreiben; Sancerre war eine Sache für sich, nicht zu vergleichen mit Chardonnay oder Chablis. Er hatte etwas an sich, das anderen Weißweinen fehlte.

»Sie akzeptieren das Wort ›brillant‹, aber nicht das Wort ›delizös?‹«

»Analysieren Sie das, Henry. Das können Sie doch so mustergültig. Doch während Sie damit beschäftigt sind, müssen Sie mir gestatten, mich mit der Herkunft meines Hähnchens zu brüsten. Es ist das beste Hähnchen, das man mit Geld bezahlen kann, die Sorte, die frei läuft und bessere Nahrung bekommt als die meisten Menschen auf der Welt. Aber ich musste es nicht bezahlen ... Ich habe es gegen Blumen aus ebendiesem Garten getauscht. Ich habe es aus eigener Kraft geschafft, die Kunst ländlichen Selbstversorgens in eine städtische Umgebung einzubringen.«

Henry nickte, schluckte und schien nicht richtig zuzuhören. »Was haben Sie empfunden, als sich herausstellte, dass Oscar alles Abigail hinterlassen hatte? Sie besitzen noch nicht einmal eines seiner Bilder.«

»Er hat mir nie etwas versprochen. Er hat mich wegen meiner Unabhängigkeit geliebt, und wie Sie sehen, war das für mich keine große Sache. Ich bin ziemlich arm, was Geld anbelangt, aber mit Einfallsreichtum und Charme komme ich sehr gut zurecht.« Sie lachte. »Das können Sie schreiben; das ist ein maßgeschneidertes Zitat für Ihr Buch, aber es wird Ihnen nicht gelingen, die Ironie rüberzubringen, mit der ich es gesagt habe, nicht wahr? Ich kenne die Leute in dieser Gegend; ich habe hier jahrzehntelang gelebt, wenngleich nicht in diesem Haus, selbstverständlich nicht.«

»Selbstverständlich nicht«, wiederholte er. »Nach Oscars Tod haben Sie das Haus in der Calyer Street an ein junges Paar mit drei Kindern verkauft. Ich war dort. Sie haben mich hereingebeten, damit ich mich umschauchen konnte, aber natürlich hatten sie alles renoviert.«

»Erzählen Sie mir nichts darüber«, sagte sie und schloss die Augen. »Ich gehe noch nicht mal mehr in diese Straße, wenn es sich vermeiden lässt.«

»Er hätte Ihnen ein oder zwei Bilder hinterlassen sollen«, beharrte Henry.

»Oscar war es ihr schuldig«, sagte Teddy. »So einfach ist das.«

»Ich frage mich«, sagte Henry, »ich frage mich, ob es im tiefsten Grunde Ihres Herzens wirklich so einfach ist. Doch das kann ich Sie ja kaum fragen ...«

»Hören Sie, Henry«, erwiderte sie. »Oscar war mein geliebter Gefährte. Ich hatte nie einen anderen und wollte auch keinen. Doch nach mehr als vierzig Jahren nimmt das Wort ›geliebt‹ eine ziemlich verdrehte Komplexität an. Vielleicht sind Sie noch zu jung, um das zu erkennen. Wirklich geliebt zu werden bedeutet ... erkannt zu werden, natürlich, was auch mit umfasst, verachtet und sogar gehasst zu werden. Ich vertraue darauf, dass Sie die Liebe in allem erkennen, was ich

sage, den Feinkosthändler-Vergleich eingeschlossen. Ich habe Sie in mein Haus gelassen, Ihnen zu essen gegeben, ein Nickerchen angeboten und Ihnen die Wahrheit gesagt, und ich weiß nicht, ob das ein gewaltiger Fehler war. Aber ich kann nicht anders. Sie haben eine ganz schöne Macht.«

»Es war kein Fehler, mir diese Dinge zu erzählen«, versicherte ihr Henry. Er nahm etwas Salat und steckte eine Gabelvoll dressingetränkter lila Blätter in den Mund. Frischer Zitronensaft, grob gemahlener schwarzer Pfeffer und Olivenöl vermischten sich auf seiner Zunge. Er starrte auf den Salat auf seinem Teller.

»Ich habe ihn selbst angebaut«, sagte Teddy, die ihn genau beobachtet hatte. »Nicht direkt im Boden von Greenpoint, keine Sorge, der ist zu kontaminiert, da wächst einem nachher noch ein zweiter Kopf. Sehen Sie, dort drüben, in den Kübeln in der Ecke beim Zaun, ziehe ich eine außergewöhnliche und seltene Salatsorte, von der die wenigsten Leute etwas gehört haben: *les oreilles du diable* – die Ohren des Teufels. Sie schmeckt ausgezeichnet, nicht wahr? Nussig und fest. Ich habe die Saat dem Namen nach gekauft. Ich stürze mich immer auf interessant klingende Saat. Gott sei Dank bin ich gesund ... Die meisten Leute in meinem Alter geben ihr ganzes Geld für Medikamente aus; ich kaufe guten Wein und seltene Saat. Das ist irgendwie symbolisch ... vielleicht aus der griechischen Mythologie, Samen und Wein ...« Verträumt nahm sie einen Schluck Wein, einen Bissen Salat. Alkohol machte sie weicher, verwischte ihre Kanten, glättete ihr Gesicht.

Henry betrachtete sie unbefangen, selbst halb betrunken.

Sie aßen ihren Salat auf, tranken mehr Wein. Zum warmen Pflirsichstreusel mit Vanilleeis servierte Teddy Espresso und kleine Gläschen Birnenlikör. Der Himmel wurde dunkler; die Geräusche der Kinder auf den Straßen verebbten, als sie hineingerufen wurden. Henry lehnte sich beschwipst in sei-



nen Stuhl zurück. Er hatte über viele Dinge geredet, aber nur sehr wenig in sein Notizbuch geschrieben.

»Okay«, sagte er. »Sagen Sie es mir.«

»Was soll ich Ihnen sagen?«

»Was ich falsch mache. Mit meiner Frau. Sagen Sie mir, wie ich sie dazu bringe, dass ...«

Sie lachte nicht; sie verstand sofort, worauf er hinauswollte. »Beginnen Sie eine Affäre«, antwortete sie behutsam. »Eine leidenschaftliche Affäre. Sie muss nicht im eigentlichen Sinne sexuell sein. Eine Herzensangelegenheit. Versinken Sie in obsessive Tagträume von einer anderen Frau.«

Auch er lachte nicht. »Und so soll ich meine Frau dazu bringen, mich wieder zu begehren? Indem ich mit einer anderen schlafe?«

»Oder nur darüber nachdenke. Aber denken Sie wirklich darüber nach.«

»Ich sollte besser aufbrechen«, sagte er.

»Das sollten Sie wirklich«, stimmte sie ihm zu. »Es wird langsam spät; Ihre Frau wird ungehalten sein. Selbst wenn sie mit dem Baby beschäftigt ist, möchte sie, dass Sie zu Hause sind.«

»Ich fasse mit an«, sagte er.

»Wo parken Sie?«

»Direkt vor dem Haus.«

»Nun, Sie fahren nicht mehr selbst – wo immer Sie auch wohnen, Westchester oder Connecticut?«

»Astoria«, sagte er. »In einem schäbigen kleinen Holzhaus mit Aluminiumwandung.«

»Klingt genau wie meins«, sagte sie. »Sie fahren heute Abend auf jeden Fall nicht selbst nach Hause. Ich rufe Ihnen ein Taxi.«

»Ich kann schon noch fahren nach ein paar Gläsern Wein.«

An der Tür reichte sie ihm einen Behälter. »Die Reste«, erklärte sie. »Für Ihre Frau. So regt sie sich nicht darüber auf, dass Sie so spät kommen. Oder zumindest nicht ganz so sehr.«

Er nahm ihr den Behälter ab und ging in die Nacht hinaus. Teddy trat auf ihre Vordertreppe und beobachtete, wie er ins Auto stieg, das in der Tat ein Volvo war, wenngleich ein alter. Sie winkte, als er davonfuhr, und sah zu, wie seine Rücklichter verschwanden.